Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

216 (17.9.1930) Die Welt der Frau

Visual Library

Die Welt der Frau

Roman einer Varieté-Größe

Die Geschichte der Varieté-Sängerin Carmen Juana wird manchem sonderbar erscheinen. Man braucht dabei nicht viel von der Entdeckung Carmens durch Mister Johansson, einen schwedischen Manager, zu erzählen. Jeder weiß eigentlich, wie die Sache losging, nicht wahr? Johansson kam am dritten Tage des Marktes nach Richmond, betrat die Bude „Zu den sieben Weltwundern" mehr aus Pflichtbewußtsein, als aus Leidenschaft für den heiteren Ausrufer — richtig, ein Vergnügungskonzern Europas hatte ihn engagiert, um für das nach Novitäten ausgehungerte Varieté Nummern zu suchen. Die „Weltwunder" bestanden aus einem Zwerg, der für eine Truppe zu verwachsen, aus einem Clown, der zu alt, aus einem Kraftmenschen, der waschlappig war, aus einem tanzenden Affen, weißen Mäusen, rechnenden Hunde Pum und aus Senorita Carmen, einem aufgelegten Bluff, der Herrn Pumding, dem Budenbesitzer, viel Schweiß und der einst kleinen Carmen viel Liebe eingetragen hatte. Alles Vorhergehende ließ Johansson über sich ergehen, weil er zwischen etwa sechzig Menschen eingekeilt war.

Das Mädchen dort oben — hm, ganz niedlich, jung und mit Flitter behängt, — sie sang! Eine spanische Romanze, ein französisches Chanson, eine italienische Serenade, ein deutsches Volkslied, einen englischen Song und eine russische Träumerei, ohne, wie der Ausrufer erzählte, eine andere Sprache als Spanisch zu sprechen. Und das Wunder war die jedesmalige Verwandlung: ohne ein Kostüm, ohne einen Fetzen Stoff wußte sie sich den Ausdruck eines Gretchens und einer Carmen, einer russischen Bäuerin und einer kecken Französin zu geben. . . Angeblich in Selbstsuggestion.

Da fuhr Johansson nun durch ein halbes Dutzend Länder, und hier fand er die Größe der Bühnen, die er suchte! — Vierzehn Tage dauerte der Markt noch. Der Zwerg, der Clown und der Ausschreier waren bald die besten Freunde Johanssons geworden. Der Manager gab ihnen Verträge an einem kleinen Wanderzirkus — auch dafür hatte er als erfahrener Mann gesorgt — und er soff mit ihnen, bis er von der dunklen Geschichte Carmens erfuhr. . .

Pumding war vor achtzehn Jahren in Deutschland gewesen und hatte ein Kind, dessen Augen an dem bunten Wagen beim Aufbruch hingen, in das Gefährt gelockt und mitgenommen. Es war in der Nähe Aachens. Die belgische Grenze hatte man bald überschritten.

Johansson erklärte das drei Tage vor Marktschluß Herrn Pumding sachlich und schlicht, gab sich als Onkel der einst Kleinen aus, die ihn ja nicht kennen konnte, drohte mit dem Policeman und hinterließ auf dem Richmonder Markt einen leeren Wohnwagen und einen trauernden Budenbesitzer (mit einer ganzen Menge Geld).

Im Kopenhagener Varieté „Tivoli" fand Carmen Juanas Debut für die große Bühne statt, ohne medialen Schwindel. Es genügten ihr seltener Liebreiz und ihre klingende Stimme und der Rausch, den sie empfand, wenn um sie her alles glänzte, wenn geschmückte Menschen in schönen Sälen vor ihr auf das fremde Erlebnis dieser Attraktion harrten. Johansson, ihr Manager, überschüttete sie mit schönen Dingen — von seinem reichen Anteil ihres Verdienstes erworben —, führte sie in blitzende Säle voll Tanz, ließ sie bewundern, auf der Bühne und im Leben — aber er hielt jeden fremden Menschen fern. „Du bist der guteste Mensch", erklärte die Sängerin zu jedem seiner Geschenke; sie erklärte es auch, wenn er sie lesen lehrte und schreiben, wenn in seinem Beisein der Gesanglehrer dagewesen war, um die Stimme für das Varieté durchzubilden. „Aber Carmen muß oft weinen. Carmen kennt nur Dich und ist eine Puppe; kein Mensch ist so allein!"

„Lebst du nicht gut und herrlich? Hat Pumding dich nicht geschlagen?"

„Roz, der Zwerg, durfte spielen mit Ilona. Und der Herkules hat geschaukelt mich und geturnt mit mir."

Johansson kaufte einen kleinen Affen, Carmen spielte zwei Tage mit ihm. Dann setzte sie sich wieder auf das Kissengebirge und weinte.

„Nur ein paar Jahre, Carmen. Du kennst die Welt nicht. Alle große Künstler sind einsam. Noch ein Jahr Carmen; dann sind wir beide reich!"

Eines Tages klopften an die Tür von Pumdings neugegründeten Agenturbüros zwei alte Bekannte: der Zwerg, der noch älter, und der Kraftmensch, der noch schlapper geworden war. Niemand wollte sie mehr am Wanderzirkus dulden, und Johansson hatte sie, da sie um Rat kamen, durch den Hotelportier abweisen lassen. Pumding aber sprach mit ihnen dies und das. Da kauften sie drei Koffer voll Kleider und fuhren nach Paris, wo Carmen einen Riesenerfolg erlebte. In Aachen hinterließen sie eine Photographie Carmens als sechsjähriges Kind, schickten sie an einen gewissen Herrn Katneck, den wirklichen Vater: „Wenn Sie Ihre Tochter wiedersehen wollen, so kommen Sie nach Brüssel! Wir wollen Ihnen helfen. Wenn Sie die Polizei hineinmengen, geben wir uns in Brüssel nicht zu erkennen!" Es kam ein Konditormeister, Witwer und trauriger Mensch mit Hoffnungen, wartete in dem bezeichnete Restaurant, ließ sich von dem Zwerg in ein schmutziges Hotel führen und traf dort den Wagenbesitzer und den Kraftmenschen. Er erfuhr alles, ein wenig verkleidet mit Lüge und Beschönigung, weinte ein wenig und fuhr mit nach Paris.

Im Astor-Hotel erregte das Erscheinen der seltsamen Gruppe einiges Aufsehen. Im Hintergrunde der Gruppe warteten drei Zivilbeamte der Pariser Polizei. Mister Johansson wurde beim Frühstück, das eine reizende Französin aufnahm, gestört, aber er war ein sehr Gentleman, um nicht doch zu empfangen. „Es tut mir leid", sagte er ruhig zu dem schlichten Mann, als er die verschiedenen Papiere durchgelesen hatte, „Ihnen erklären zu müssen, daß Carmen spanischer Herkunft ist und ihr Vater vor dreiundzwanzig Jahren starb!" Herr Katneck schüttelte den Kopf, öffnete die Tür und ließ drei Herren, den Zwerg, den Kraftmenschen und den Budenbesitzer, eintreten. Einer der Kriminalbeamten öffnete mit einem Hotelschlüssel die gegenüberliegende Tür, und Carmen kam lächelnd über den Flur, sah den Zwerg, lachte, drückte dem Athleten die Hand, gab dem Liliputaner einen Kuß, tanzte umher und begrüßte Pumding „Onkel, Onkel!" Pumding erklärte alle Zusammenhänge; man verglich seine Photographie des sechsjährigen Kindes mit der des Vaters, hatte von jedem Jahr eine neue — die Beamten konnten trotz Johanssons Leugnen Carmen mit Elfriede Identifizieren. Spanisch spreche sie, weil es interessanter für ihren Beruf sei, erklärte Pumding. Er habe es sie gelehrt — die Muttersprache vergißt eine Sechsjährige bald.

Die gerichtliche Verfolgung Pumdings und Johanssons wurde auf Wunsch Katnecks nicht beantragt. Carmen gab dem Vater Gerichtern die Hand. Als man ihr jedoch erklärte, sie solle mit ihm fahren, weinte sie. „Nein, ich gehe mit Pumding und meinen Kameraden, dem hier und dem!" erklärte sie. „Ich will leben, und mit denen habe ich gelebt — im Wagen und oft in Not. Aber Menschen waren bei mir, und zu Menschen will ich. ." Ueberfluß ersetzt keine Menschen, wie man sieht. Carmen hat immer die entbehrt, die in ihrer Kindheit waren, auch wenn sie zuweilen böse waren — und wer einmal freund geworden ist, wie der Vater, der bedauernswerte Konditor, zu dem kommt das Herz nicht zurück. Es ist leider so, und trotzdem haben alle weitergeliebt. Johansson hat noch manchen Star entdeckt; die neugegründete Truppe mit dem Manager Pumding tritt noch heute auf, und Herr Katneck backt süße Torten und ist ein wenig traurig geblieben.

Walter Anatole Persich.

Frauen im Blutrausch

Das Weib als Kriegerin — Kyros soll sich „sattsaufen" — Die Liebesnächte der Königin Semiramis — Die Leichenschau von Leipzig — Englands blutige Maria

Man ist gewöhnt, der Frau im Gegensatz zum Manne Herzensgüte und Sanftmut nachzusagen: kurz alle die Eigenschaften, die sich aus ihrem Mutterberuf ergeben. Aber nicht erst heute, sondern schon seit grauer Vorzeit sind Frauen oft ihrer eigentlichen Naturbestimmung entfremdet worden. Die Griechen haben den Mythos von den Amazonen bewahrt, einem kriegerischen Weibervolk, das vor Troja auftauchte und in blutiger Feldschlacht von den Belagerern der Stadt besiegt werden mußte. Heinrich von Kleist hat den Blutdurst ihrer Königin Penthesilea aus erotischen Motiven abgeleitet: aus der Liebe zu dem Griechenfürsten Achill, und damit das Problem an der Wurzel erfaßt. Der Haß der Geschlechter klingt, wenn auch weit schwächer, in Schillers „Jungfrau von Orléans" durch. Man hat in neuerer Zeit von Amazonen in Afrika gehört, von den „Wilden Weibern von Dahomen".

Das Weib als Kriegerin: der ganze Wahnwitz des Massenmords spiegelt sich in dieser schauderhaften Unnatur. Die „Heldin", die den Mann zum Kampf anspornt oder gar selber zur Waffe greift, findet man bei vielen Völkern. Die Frauen der Germanen verteidigten mit dem Schwert die Wagenburg, wenn ihre Männer geschlagen waren. Viel früher besangen die Juden, die nach ihrer geschichtlichen Ueberlieferung ein sehr kriegerisches Volk gewesen sind, ihre Heldinnen. Da ist Judith, die des nachts zu dem Belagerer ihrer Vaterstadt Bethulien ins Zelt kommt und, nachdem sie sich dem Holefernes hingegeben hat, dem Trunkenen den Kopf abschlägt. Und da ist ferner Jael, die, nach dem 4. Kapitel des Buches der Richter, den flüchtigen Feldherrn Sisera in ihre Hütte lockt, ihm zu trinken gibt und ihm dann, als er erschöpft eingeschlafen ist, einen Nagel durch die Schläfe treibt, „daß er in die Erde drang". Triumphierend zeigt sie den Ermordeten dem Führer der Israeliten, Barak. Beide, Judith und Jael, ermorden einen wehrlosen Feind im Schlafe. Von Tomyris, der Königin der Skythen, wird erzählt, sie habe dem Perserkönig Kyros das Haupt abschlagen lassen und dieses Haupt in einen Schlauch voll Blut getaucht, „damit er sich endlich einmal an Blut sattsaufen könne". Aehnlich Salome, die ihrem Stiefvater Herodes das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüssel präsentiert.

Verbrecherin und „Heldin" rücken ganz nahe zusammen. Die verderblichste Art grausamer Frauen aber sind jene Königinnen, die sich nicht mit einzelnen Mordtaten begnügt haben, sondern Hunderte und Tausende, ja Zehntausende Menschenleben vernichteten. In langer Reihe ziehen sie an unserm geistigen Auge vorüber: angefangen von jener sagenhaften Semiramis, der Gründerin von Babylon, die zu einem Typus geworden ist, so daß im 18. Jahrhundert noch Katharina II. von Rußland, genannt die „Große", von ihren Schmeichlern als die „nordische Semiramis" gepriesen wurde. Ihre Untertanen haben sie nach ihrem Tode zu göttlichen Ehren erhoben und als Istar oder Astarte angebetet. Sie soll an der Spitze ihres Heeres die Mauern feindlicher Städte erstiegen und alles vor sich her niedergemacht haben. Aber sie hatte noch eine andere Spezialität: sie ließ die unzähligen Liebhaber, die sie genoß, am Morgen nach der Liebesnacht umbringen. Diese merkwürdige Laune teilte sie mit „Isabeau de Bavière", die Schiller in der „Jungfrau von Orléans" auftreten läßt. Isabella war die Tochter eines Herzogs von Bayern. Mit 14 Jahren wurde sie an den schwachsinnigen Karl VII. von Frankreich verheiratet, der schon 7 Jahre darauf in unheilbaren Wahnsinn verfiel. Seit 1392 regierte sie an seiner Stelle mit ihrem Liebhaber, dem Herzog von Orléans, bis zu dessen Ermordung und verbündete sich später mit den Landesfeinden; Johann von Burgund und Heinrich V. von England, gegen den eigenen Sohn. Sie muß ein wahres Scheusal gewesen sein.

Nicht viel sympathischer, ja, in der Vernichtung von Menschenleben noch furchtbarer, war eine andere französische Königin, die Nichte des Papstes Clemens VII., die Italienerin Katharina von Medici. Während sie für ihren minderjährigen, blöden Sohn Karl IX. die Regierung führte, plante sie gegen den Führer der Protestanten, Gaspard de Coligny, ein Mordattentat, und als dieses mißglückte, ließ sie in der Nacht darauf, in der berüchtigten „Bartholomäusnacht" des Jahres 1572, 2000 Hugenotten in Paris und 30 000 in den französischen Provinzen niedermetzeln. Zeitgenossen berichten, wie Katharina an der Spitze ihrer Hofdamen durch die Gassen der Stadt spaziert sei und sich am Anblick der verstümmelten Leichen ergötzt habe. Dieser Vorfall, so unglaublich er klingt, ist nicht vereinzelt. Bei den öffentlichen Hinrichtungen, die noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein stattfanden, haben sich die weiblichen Zuschauer besonders vorgedrängt und sogar ihre Kinder mitgebracht. Nach der Schlacht von Leipzig hat man Damen aus gutbürgerlichen Familien beobachtet, die ihre Sensationslust zwischen den Haufen von Toten und Verwundeten befriedigten.

Frankreich hat seine gekrönten Megären immerhin aus dem Auslande bezogen — aus Bayern und Italien. England dagegen war in der Lage, den Bedarf im Inland zu decken. Zwei Marien sind besonders zu erwähnen: die „blutige Maria" und Maria Stuart, deren Charakter von Schiller gründlich verzeichnet worden ist. Die eine ist mit 42, die andere mit 45 Jahren, und dazu noch auf dem Schafott, gestorben. Die „blutige Maria" war eine Schwester der „jungfräulichen" Königin Elisabeth und hat sich vor lauter Begeisterung für die „alleinseligmachende Kirche" mit Philipp II. von Spanien vermählt, der aber von dieser Auszeichnung herzlich wenig Gebrauch machte. Sie suchte ihre protestantischen Untertanen mit den bewährten Methoden der spanischen Inquisition von ewiger Verdammnis zu retten: 270 Engländer starben innerhalb von drei Jahren auf dem Scheiterhaufen. Das Volk von London, das sich gegen ihre gewaltsamen Bekehrungsversuche auflehnte, wurde niedergeschossen und niedergestochen. Maria Stuart, die mit ihrer Schönheit alle Männer betörte — selbst noch den Henker, der zweimal danebenhieb, ehe er ihr den Kopf vom Rumpf trennte — hat ihren ersten Gatten Darnley, weil er aus Eifersucht ihren Privatsekretär Rizzio umbringen ließ, durch ihren Liebhaber Bothwell erwürgen und sein Haus in die Luft sprengen lassen und den Mörder dann in doppelter Ausfertigung, auf katholisch und evangelisch, geheiratet.

Das ist eine kleine Blütenlese von gekrönten Bestien, die mit Ausnahme der Maria Stuart, der die Rivalität mit Elisabeth den Kopf kostete, alle straflos ausgegangen sind, in Zeiten, die mit der Todesstrafe äußerst freigebig waren. Ganz anders verfuhr man mit einem Weibe aus dem Volk. In Dijon, in Frankreich, sollte in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ein Mädchen, dem sein uneheliches Kind entführt worden war, ohne jeden Schuldbeweis wegen Kindsmords geköpft werden. Der Henker hat das Mädchen weinend um Vergebung und schlug mit dem Schwert daneben. Da ging seine Frau, die ihm als Gehilfin diente, erst mit einer Schere auf die Delinquentin los, dann versuchte sie ihr an den Stufen des Schafottes den Kopf zu zerschmettern. Da bemächtigte sich der Zuschauer sinnlose Wut. Mit Steinwürfen und Stockschlägen wurde das unmenschliche Weib gelyncht.

So endete die erste Henkerin in Frankreich. Und heute melden sich in den Vereinigten Staaten Frauen für den Henkerberuf. Die Göttin Astarte stirbt nicht. . .

Hermann Hieber.

Die Stadtgöttin von Mössel

Die nachfolgende amüsante Schilderung aus dem Spießerleben einer Kleinstadt in der Vorkriegszeit entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages dem Buche „Die Powenzbande" von Ernst Penzoldt.

Es gab damals in Mössel rund siebentausend Witwen und unversorgte Töchter. Sie waren alle schwarz gekleidet, wodurch sich das Stadtbild nicht sehr freundlich gestaltete. Ueber alle aber herrschte jene reiche Witwe Quiebus, eine rosige, sehr korpulente Riesendame. Sie liebte die Wohltätigkeit, aber sie haßte die Powenzbande. Sie verabscheute sie, vielleicht weil ihr dreimal der wohlgemeinte Versuch mißlungen war, diese so schrecklich verwahrloste Familie „zu retten". Nichts aber konnte wahrhaftig die verstockten Powenze mehr kränken, als wenn jemand sie „auf den rechten Weg zurückführen" wollte . . .

Frau Thusnelda Quiebus war eine Germanin von Gestalt, blond, rotwangig und, wie gesagt, „kolossal". Sie war es, weil sie zu viel aß, obgleich sie es natürlich rundweg leugnete. Fast alle Dicken behaupten, daß sie doch fast nichts äßen und nicht wüßten, warum sie ständig zunehmen. Auch Frau Quiebus sagte das von sich. Das bißchen Suppe, die paar Kartöffelchen, die kleine Schnitte Schlagrahmtorte, das konnte es doch unmöglich machen. Es mußte also die Veranlagung daran schuld sein oder aber die Schneiderin, deren Kleider so schrecklich dick machen. Ihrer Gestalt nach konnte die Quiebus ohne weiteres als Mösseler Stadtgöttin gelten (im antiken Sinne). Symbolisch ausgedrückt mag man sich diese unvergeßliche Frau gleich ihrem großen Gegner Baltus Powenz über und über tätowiert vorstellen, mit dem Stadtplan von Mössel etwa, aus der Vogelschau, mit Kirche, Post und Bahnhof, um so anzuzeigen, daß alles, was da geschah, an ihr geschah und sie körperlich und seelisch bewegte. Denn jedes Kind, das in der Stadt geboren wurde, gebar sie im Geiste mit, jeden Tod starb sie und beweinte ihn zugleich, an jeder Liebe, und das vor allem, nahm sie wärmsten Anteil. Sie duldete kein Geheimnis in der Stadt, die bebte unter ihrem Soldatenschritt . . .

Frau Quiebus hat ein mitfühlendes Herz. In ihrer Trauer weint sie mit jedermann, mit dem Briefträger, mit der Putzfrau, sogar mit dem Steuerboten. Sie hat für alles ein großes menschliches Verständnis. Ob, sie versteht den Fehltritt Frau Uhlenkamps, von dem sie längst weiß, sie verurteilt auch die hübsche Frau Jorkum nicht. Sie kennt sogar die galante Ursache des Rückenmarkleidens von Direktor L., und sie hat Gewißheit in bezug auf die Kinderlosigkeit bei O.'s. Sie ist über alles orientiert. Sie kennt alle Ehen ganz genau . . .

Sie hatte zwei Kinder. Sie hatte ihren Edwin, dessen Gesundheit ihre ständige Sorge war, und Carola, ihren Sonnenschein, abgesehen von den Powenzleuten übrigens das einzige Wesen in Mössel, dessen Geheimnisse Frau Quiebus nicht kannte. „Carola sagt mir alles, sie ist ja auch noch ein solches Kind in derlei Dingen", äußerte Frau Quiebus überall und meinte damit die Liebe. Carola war übrigens ein großes, hübsches Mädchen, russisch blond, mit einer Haut wie gepudert, unschuldigen Augen und den schönsten Beinen, für die sie sogar einmal, ohne Wissen der Mutter natürlich, einen nicht unbedeutenden Preis bei einem Reklamewettbewerb für Damenstrümpfe trotz starker internationaler Konkurrenz, davongetragen hatte. Diese Carola besaß überhaupt, Frau Quiebus machte kein Hehl daraus, einen ganz wundervollen Körper — ähnlich dem ihren, als sie noch jung war . . .

Wohltätigkeit, Sittenstrenge, Patriotismus, Frömmigkeit waren Frau Quiebus' hervorragende Eigenschaften. Ihre Armenbälle waren so berühmt wie ihr Takt in Herzensangelegenheiten. Sie gestand, daß sie, wie sie sich launig äußerte, eine schon fast nicht mehr tugendhafte Schwärmerei für den deutschen Kaiser empfinde. „Ist er nicht schön, ist er nicht wunderschön!" rief sie aus, wenn sie ihre interessante Sammlung von Kaiserbildern einem Besuch zeigte. „Denken Sie," gestand sie unter Tränen, „ich träumte kürzlich von ihm, er habe mich auf die Stirn geküßt in voller Uniform!" Sie hielt auch (wie er) gerne kleine Gottesdienste ab mit ihren Dienstboten . . .

Kosakenmädchen singen:

Ging umher ein wackrer Knab
hinterm Garten, hinterm Garten
Straße auf und Straße ab,
grad als wollt er wen erwarten.

Liegt ein jungschön Mägdelein
in dem Garten, in dem Garten,
ganz allein im Mondenschein
grad als wollt es wen erwarten.

Ein Mäulchen hat es rosenrot
und schwanenweiße Brüste.
O, wenn der wackre Bursche käm, Bursche käm —
es fest in seine Arme nähm
und küßte, küßte, küßte;
so hätt' das Mägd'lein keine Not — keine Not.
Warum? Darum!

Und weil's kein Pope wüßte — —.
Ging da fort ein dummer Knab
weiter auf der Straße,
ging vorbei ein wackrer Knab
an dem Glück im Grase.

(Nach Dichtung aus dem Russischen.) J. P. Kuhn.

Hauswirtschaftliches

Schwache Limonaden. Wenn aus Obstsaft hergestellte Limonaden nicht kräftig genug schmecken, hilft ganz überraschend der Zusatz von Zucker. Die Limonade wird dadurch nicht nur gesüßt, sondern der Obstgeschmack tritt auch viel stärker hervor.

Bleyles Strick-Kleidung
Die praktische, unverwüstliche **Schulkleidung** für Knaben u. Mädchen in **großer Auswahl** bei
W. BOLÄNDER
Besichtigen Sie unser Spezialfenster 5996